

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über den Eindruck, den diese dritte Denkschrift Radcliffes bei den leitenden Staatsmännern in London gemacht habe, schweigen die Akten. Aber sie schließen dies Kapitel mit einem Bericht des britischen Gesandten in Bern an Sir Edward Grey, in dem unzweideutig ausgesprochen wird, daß von einem «Hineinziehen der Schweiz in die eigene besondere Bahn der angrenzenden Staaten» keine Rede sein könne. «Die Frage, erklärt Howard kategorisch, ist während der vergangenen Jahre in der einen und anderen Weise so eingehend und öffentlich erörtert worden, und es hat sich so klar gezeigt, daß auf Seiten der Schweiz keine Absicht besteht, ihren gegenwärtigen Status zu ändern und sich der einen oder andern Gruppe der Großmächte anzuschließen, daß nur die Tauben und Blinden sich weiterhin mit der Hoffnung tragen könnten, sie würde dies aus freien Stücken tun».

Die Ereignisse gaben ihm vollkommen recht. Die Schweiz wußte im Weltkrieg ihre strenge Neutralität zu wahren.

KLEINE RUNDSCHAU

Praeceptor Helvetiae

Man hat Otto von Greyerz so genannt — ich weiß nicht mehr wann, noch wo, noch in welchem Sinne. Ich muß des Wortes gedenken, da das gewichtige Werk des Siebzigjährigen vor mir liegt: «Sprache — Dichtung — Heimat. Studien, Aufsätze und Vorträge über Sprache und Schrifttum der deutschen Schweiz und der östlichen deutschen Alpenländer» (Verlag A. Francke A. G., Bern), und da ich nachkostend hier und dort eine Seite aufschlage und wieder in den Bann seiner gutgekörnten Sprache gerate.

Die Zeitereignisse wollen, daß wir uns auf uns selber besinnen — mag solche Selbstbesinnung ein angenehmes Geschäft sein oder nicht. Wie steht es um unsere Wesensart und um die Werte unseres Lebens? Wenn vor den Toren die Revolution die Massen bewegt und eine neue Ordnung verheißt, kann man schon so fragen. Wie steht es mit unserer geistigen Eigenart? Provinz? Kometenschwanz oder Kern?

Wir geraten, wenn wir den Schritt aus der Schule ins Leben getan, kaum mehr mit einer Frage an den Lehrer. Weiß er es in der Schule besser, so ist es die Genugtuung der Ausgeschulten, es im Leben besser zu wissen. Und doch haben sie — und sei es in Ausnahmefällen — manchmal unrecht. Mit Fragen z. B. nach der geistigen Eigenart des Deutschschweizers muß man an die Tür des Lehrers klopfen — praepetoris Helvetiae. Und wenn man glaubt, man gerate bei einem Lehrer leicht in die Enge der Schulluft — hinter dieser Tür dehnt es sich weit.

Bücher an den Wänden freilich die Fülle und nicht lauter Sonntagnachmittagslektüre. Aber irgendwo muß ein Musikinstrument stehen — wie könnte man den Neuerwecker unseres Volksliedes ohne es denken? Und irgendwo muß etwas von Kindern sein, ein liebes Andenken an eine Begegnung mit Kleinen — er hat ihnen den Weg zur Muttersprache finden helfen und hat ihnen in getreuer Arbeit verschüttete Schätze der Kinderdichtung ausgegraben und in köstlichen Büchern bereitgelegt. Hinten im Raum jedoch muß ein breites offenes Fenster hinausgehen mit dem Blick über das geliebte Bernerland zu den Alpen mit ihren Tälern und Triften und die Gedanken weiter schweifen lassen über die Schweizererde. Zu der Gemeinschaft der Menschen, in der er wurzelt. Denn das ist sein Zeichen, daß es dem Leben und den Menschen der Heimat im Tiefsten verbunden ist.

Lehrer? — ja (Robert-College in Konstantinopel, Berner Gymnasium, Land-erziehungsheim Glarisegg, Berner Hochschule). Gelehrter? — ja (Volkslied, Mundart, schweizerische Literatur, Grammatik, Stilistik, Wortforschung, Jugendliteratur). Darüber hinaus ein Dichter von überwältigender Frische und Kunst der Menschendarstellung. Es ist darin wie in seiner erzieherischen und wissenschaftlichen Tätigkeit — es sei gesagt — etwas von Gotthelfs Wesen, über den er aus dieser guten Nähe geschrieben, und dessen Werke er mit unübertrefflicher Meisterschaft vorzulesen versteht: eine Bodendurchdrungenheit und Lebensnähe, eine Menschenkenntnis und Selbstbehauptungskraft von berückender Wirkung. Am freiesten gibt sich diese Art in seinen prächtigen Mundartdramen — es ist ein Fest, sie von ihm selbst vortragen zu hören. Am wichtigsten gibt sie sich in den von ihm ausgegangenen neuen Anregungen, die zu eigentlichen «Bewegungen» geworden sind: die Wiederbelebung des Volksliedes durch die Röseligarten-Veröffentlichungen, die Schaffung des Heimatschutztheaters und damit der schweizerischen Mundartbühne, die Einführung eines neuen Muttersprachunterrichts durch das bahnbrechende Werk «Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung» und durch die Herausgabe einer ganzen Reihe wertvollster Hilfsbücher für den Unterricht auf allen Stufen — wirklich auf allen: von der Mutterschule bis zur Hochschule. Zwei weitere von ihm angeregte Bewegungen versprechen, sich diesen an die Seite zu stellen: die Erfassung des Jugendbuches in der Literaturgeschichte und die Zuwendung zu Wort und Wortschatz in der vergleichenden Mundartforschung. Immer ist er bewegt, immer voll Anregungen, immer geleitet vom klugen Sinn für Aufgaben, die weiterführen, immer bereit, für die eigene Überzeugung eine Lanze zu brechen — eine gute Lanze alter Währung mit kräftigem Schaft.

Aber da sitzt er selber am Fenster. Er erhebt sich mit einer Frische, daß man ihm niemals seine siebzig Jahre gäbe, und da das Licht über den weißen, scharf geschnittenen Kopf fällt, zweifeln wir auch, ob wir am rechten Ort sind. Gelehrter? nein. Lehrer? nein. Dichter? nein. Wir fühlen uns versucht, ihn «Herr Oberst» anzureden, und denken: «Kavallerie». So sieht er aus, da er bestimmt und chevaleresk zugleich auf uns zu tritt. Doch wie uns ein Strahl aus seinen Augen trifft, werden wir wieder am Herrn Obersten irre — mit dem Dichter, wissen wir nun, wird es zum mindesten seine Richtigkeit haben... wir wagen die Frage.

Seine Antwort wird uns weder zur Überheblichkeit noch zur Verzweiflung führen: sie läßt uns den Reichtum unseres ererbten Besitzes gewahren, zu dem wir nichts getan, und stellt uns vor die Aufgabe, ihn uns zu eigen zu machen. Vielleicht gehört es zu seinem Lehrberuf: wenn man von ihm geht, hat man immer eine «Aufgabe» — ohne, daß darüber ein Wort verloren worden wäre. Er weist uns, da wir nach der Heimat und ihren Menschen fragen, auf ihre Sprache und Dichtung hin, die ihr Wesen prägen.

Die deutsche Schweiz besitzt zum Unterschied von allen sie umgebenden Ländern eine eigentliche Volkssprache, das heißt eine altererbte, bodenständige Mundart, die das ganze Volk umfaßt... Der Gemeinbesitz einer solchen Volkssprache ist für einen Volksstaat wie die Schweiz von unschätzbarem Werte. Er weckt und erhält das Gefühl einer engeren Volksgenossenschaft innerhalb der allumfassenden Sprachgemeinschaft und ist zugleich eine beständige Mahnung

an die besser geschulten Klassen, sich von der Überschätzung der schriftsprachlichen Bildung freizuhalten... Die Sicherheit im Gebrauch der Schriftsprache ist freilich heutzutage ein Erfordernis für alle höhern Berufsarten; für den Wert der Persönlichkeit aber ist sie nebensächlich... Es liegt eine Ursprünglichkeit, Kraft und Frische in der echten Mundart, die man in der Schriftsprache selten findet. Das verdankt sie ihrer mündlichen, nie vom Leben losgelösten Überlieferung... Was man unsern besten schweizerischen Dichtern nachgerühmt hat und immer wieder nachrühmt: daß sie urwüchsige Kraft und Anschaulichkeit ihrer Mundart auch in der Schriftsprache bewahren, das müßte unser aller Ehrgeiz sein... Dann könnten Staatsmänner, Gelehrte, Volksvertreter und Zeitungsschreiber wieder zur Seele des Volkes reden, ihm die verwickelten Gegenstände ihres Nachdenkens schlicht und sinnfällig darlegen und das Vertrauen zurückgewinnen, das sie größtenteils verloren haben. Der alte Schimpf «gelogen wie gedruckt» würde dieses Hochdeutsch nicht mehr treffen; das begründete Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Schriftsprache wäre überwunden.»

«Unsere Mundart ist uns nicht nur durch ihre gleichmäßige Geltung zum unentbehrlichen Ausdruck unseres demokratischen Denkens und Fühlens geworden; sie ist uns nicht nur die Verkörperung altüberlieferten Volkstums und noch fortdauernder Liebe zu heimatlicher Natur, Sitte und Empfindungsart; sie ist beides, Stoff und Form unseres engeren Geisteslebens. Wie sie an uns schafft und bildet, so schaffen und bilden wir an ihr. Der Lebensstrom, der sie erfüllt, wogt auch in uns und flutet zu ihr hinüber.»

«Diese Sprache, unsere Mundart, ist besser, als wir sie verdienen. Sie ist die Bewahrerin von Tugenden, die das Schweizervolk durch die Stürme der Jahrhunderte gerettet haben. Rauheit und Derbheit ist die Schale dieser Tugenden; wir sind, mit polierten Nationen verglichen, ein grobes Volk; wir lieben noch heute den derben, ungehobelten Ausdruck. Das rednerisch Glänzende, die glatte Phrase ist uns zuwider, und das Fluchen unser allgemeines Laster. Wir sind nicht ästhetisch gerichtet, sondern praktisch, verständig und sittlich. Das spiegelt sich alles getreu in unserer Sprache. Wir sind ein Bauernvolk gewesen und verdanken unsere Erziehung vor allem diesem Stande... Von daher fehlt uns auch der geistige Spieltrieb und das Verständnis für den schöngeistig-spielerischen Gebrauch der Sprache, bis zu einem gewissen Grade auch der Sinn für Schwung und Erhabenheit. Hier sind deutliche Grenzen unseres Wesens. Wir können nicht aus unserer Haut. Aber wir brauchen uns dessen nicht zu schämen... Wir müssen uns an das Tüchtige, Dauerhafte in unserem Wesen halten, und dazu, meine ich, kann uns auch künftig unsere Mundart eine Erzieherin sein. Sie ist eines der gegebenen Mittel zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit nach außen und des demokratischen Geistes im Innern. Sie ist eine Fundgrube und Kraftquelle für unsere Mitarbeit an der neuhochdeutschen Schriftsprache.»

Er führt zur Selbsterkenntnis, die unsere Frage erstrebte. Es ist selten, daß er so deutlich wird wie in diesen Ausführungen, und auch sie wollen, wie es die Eigentümlichkeit fördernder Lehre ist, mehr Anregung zur Erkenntnis, mehr Wegweisung denn Abschluß und dogmatische Weisheit sein. Sie sind dem erwähnten Werke über Sprache, Dichtung und Heimat entnommen und bilden mit reichlichen Belegen und Ausblicken eine Abhandlung «Vom Wert und Wesen unserer Mundart». Andere Untersuchungen des Bandes bieten weniger Gelegenheit, so geradezu zur Beantwortung der Frage zu führen, von der angetrieben wir zu Otto von Greyerz gelangten. Aber auch wo er nur getreu als Diener der Erkenntnis waltet, spürt man wohl den Geist, in dem er an die Arbeit gegangen. Etwa in der ausgezeichnet kraftvollen Würdigung der Sprache des Berner Chronisten Valerius Anshelm, in den beachtenswerten Beiträgen zur Geschichte der Jugendliteratur oder in der wichtigen Untersuchung über die Eigenart des schweizerischen Volksliedes. Voller Anregungen ist eine feine Darstellung des Wortschatzes der Simmentaler Mundart, die als sprachwissenschaftliche Abhandlung um so lebendiger wirkt, als die Betrachtung des Wortes viel unmittelbarer ans Lebendige und seine seelischen Hintergründe heranzführt, als es etwa die Betrachtung ausschließlich lautlicher oder grammatikalischer Erscheinungen zu

tun vermöchte. Die Fragestellung dieser Abhandlung wird dann mit einer interessanten Wendung in dem Beitrag über «Alpenwörter» erweitert und auf ein viel größeres Gebiet übertragen und erweist sich als ausserordentlich fruchtbar — da sieht man den Siebzigjährigen mit elastischen Schritten ein neues Feld der Forschung erstmals beschreiten: den Sprachraum der deutschen Alpenvölker. Die den Band eröffnende Abhandlung schließlich gilt demselben Lebensraum, aber sie zeigt ihn im Spiegel der Dichtung auf — es ist eine mit stärkster persönlicher Anteilnahme gestaltete Darstellung der vom Alpenerlebnis zehrenden Poesie: «In der gesamten deutschen Literatur gibt es schwerlich ein Gebiet, das so wenig Verfallserscheinungen aufweist wie die Alpendichtung».

Kein Wunder, daß sich Otto von Greyerz hier zuhause fühlt. Kein Wunder, daß man gern zu ihm in die Lehre geht und dann erst recht des schönen Sinnes inne wird, der im Ausdruck «Praeceptor Helvetiae» verborgen liegt.

Carl Günther.

Der eidgenössische Gedanke

Sendschreiben eines Schweizers, der im Ausland wohnt, an seine lieben, getreuen Eidgenossen. (Huber, Frauenfeld, 1933.)

Wir hegen im allgemeinen tiefen Argwohn gegen die Beredsamkeit, indem wir, ohne nähere Prüfung, es nicht für sehr wahrscheinlich halten, daß Meinungen, auf solche Art und Weise vorgebracht, auch überall wohl begründet und durchdacht seien. Das uns vorliegende Sendschreiben ist geeignet, einen solchen Standpunkt zu widerlegen. Das hinreißende Tempo, die belebende Wärme dieser Schrift stehen nirgends im Widerspruch zur Echtheit und Tiefe der Gesinnung. Es handelt sich in diesen Seiten darum, einen wahrhaft nationalen Standpunkt zu gewinnen und an ihm die uns umflutenden Bewegungen zu messen, statt sich uferlos in ihnen zu verlieren. Wir haben seit Jahr und Tag kein stolzeres Inventar unserer Besitztümer gelesen, und nie einen festeren Willen gefunden, sie durch tätige Erneuerung zu bewahren. Die Vielen, die den Sinn und die Leistungsfähigkeit der liberalen Demokratie vergessen haben, finden sich hier ohne Verbitterung zurechtgewiesen. Die vielen andern, die an der Verwirklichung derselben mitzuarbeiten nie ermüdet sind, finden sich hier ermutigend bestätigt. Alle, die guten Willens sind, finden hier eine eigentliche Schweizerfibel. Als besonders eindrückliches Beispiel dafür nehme man die Worte des Sendschreibers über schweizerisches Führertum:

«Wer über seinem Haupt im besondern die Schweizerfahne schwenken

lassen will, um sich dadurch etwas vom «zeitgemäßen» Führermythos anzueignen, macht sich nur lächerlich. Die Führer, die die Eidgenossenschaft braucht und immer wieder gefunden hat, sind jene, die im Augenblick der Not aus der Reihe vortreten, den andern eine Gasse zu bahnen. Sie führen um einer Tat willen, die dem Bunde dient und zu der sie die Eidgenossenschaft verpflichtet; aber sie treten nach vollbrachter Pflicht wieder zurück in die Reihe. Letzter Ausdruck der Freiheit ist immer der Bund, nie ein Mensch; denn nur einmal ist die Ewigkeit der Idee in Menschengestalt zu uns herabgekommen.

In unserm Nationalspiel, das, wie wir freudig und dankbar bekennen, ein Schwabe geschrieben hat, zeigt sich die eidgenössische Einstellung zum Führertum so gut wie in der Geschichte vom Helden Winkelried und in der politischen Organisation der Schweiz. Tell, der Held, wird durch seine Tat nicht zum «Führer» der Freiheitsbewegung; gerade er, der stärkste und kühnste der Brüder, steht im Grunde abseits und tritt nur einmal vor, um den entscheidenden Schlag gegen die Tyrannei zu tun. Die Freiheitsbewegung selber wird zur dauernden politischen Form im überpersönlichen Bund der Persönlichkeiten, im Schwur der Verschiedenen, Starken, Freien, die in diesem Schwur ihre Stärke und Freiheit und Verschiedenart verteidigen.

So ist der Geßlerhut das Symbol der gleichmacherischen Staatsdiktatur, die hohle Gasse eine bedeutsame Episode, der Rütli Schwur aber der entscheidende, schöpferische Staatsakt.

Im Kampf um ihre Freiheit haben die alten Eidgenossen die übermächtigen Heere der Tyrannen geschlagen. Welches waren denn die Führer jener bäuerischen Schweizer Truppen? Niemand kennt sie, obwohl zweifellos Führerschaft und Disziplin, soweit sie zum Kriegführen notwendig sind, den alten Eidgenossen genau so bekannt

waren wie andern Soldaten. Ihr wirklicher Führer aber, dem ihre Herzen gehorchten und dem wir heute noch genau dieselbe Treue schulden, ist das Gebot der Freiheit, und ihre Schlachten waren die Bewährung einer Schwur-Genossenschaft. So schlugen sie im Bunde Karl den Kühnen, Europas glänzendsten «Führer», und so wurden sie selber geschlagen, als sie nicht mehr der Freiheit, sondern dem Eigennutz folgten, der sie für die Schätze dieser Welt ins Feld ziehen hieß.» F. E.

Memento zum Akademie-Plan

Man hat unseres Wissens in der, übrigens noch nicht abgeschlossenen, Diskussion über Robert Faesis Projekt einer Schweizerischen Akademie keinen Bezug genommen auf Johann Caspar Bluntschli verwandten, wenn auch etwas engeren Vorschlag vor fünfundsiebzig Jahren. Eine kurze Auskunft darüber wird unsere Leser interessieren. Der genannte zürcherische Staatsrechtslehrer veröffentlichte 1858 bei Friedrich Schultheß in Zürich eine Broschüre von sechzehn Seiten «Über die Gründung einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften». Über die Entstehung des Plans sagt das Vorwort: «Der Gedanke einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften ist schon seit vielen Jahren im stillen gepflegt, dann in den nachfolgenden drei Briefen zu Ende 1857 und Anfang 1858 einem der angesehensten schweizerischen Staatsmänner mitgeteilt und von demselben günstig aufgenommen, zuletzt an dem Stiftungsfest der zürcherischen Hochschule öffentlich ausgesprochen worden.» Wer der angesehenste Staatsmann war, welcher das Projekt günstig aufgenommen, steht nicht in Bluntschli's Broschüre, wohl aber in seinen Denkwürdigkeiten. Es war der Winterthurer Dr. Jonas Furrer, unser erster Bundespräsident, der eben damals sich auch mit der Frage einer Eidgenössischen Universität zu befassen hatte. Die Eignung der Schweizer zur Wissenschaft glaubte Bluntschli erwiesen durch ihren «Freimut». Er sagt darüber: «In dieser wichtigen Be-

ziehung ist kein Land in Europa der freien Forschung günstiger als die Schweiz.» Eine erhöhte Berufung dazu sah er in ihrem germano-romanischen Charakter und den daraus resultierenden Möglichkeiten: «Die Schweiz ist die Vermittlerin des deutschen und französischen Geistes, wie es kein anderer Staat sein kann. Wie bedeutungsvoll diese Bestimmung sei, wird jedem klar sein, der erwägt, daß die gesamte europäische Zivilisation wesentlich auf der Verbindung romanischer und germanischer Kultur beruht.» Zusammensetzung, Organisation und Aufgaben der geforderten Akademie sind bei Bluntschli genau dargestellt. Letztere umfassen in der Hauptsache Berichterstattung, Beurteilung, Förderung und eigene Unternehmungen. Sogar die Kosten finden wir peinlich detailliert. Bluntschli schließt seine Ausführungen: «Die jährliche Gesamtausgabe für die Akademie und ihre Verwendungen käme demgemäß auf ungefähr 200 000 Franken zu stehen, eine Summe, welche für die Kräfte der Schweiz und für ihre Stellung unter den Kulturstaaten sicher nicht übermäßig und eher als das noch geringfügig erscheint. Ein einziges Linienregiment von 3000 Mann in einem der monarchischen Staaten Europas kostet jährlich mehr als das Fünf- oder Sechsfache dieser Summe: und doch wird niemand bezweifeln, so nötig und nützlich auch die Linienregimenter sein mögen, daß die Schweiz für ihre eigene Geistesbildung und für ihr Ansehen in der zivilisierten

Welt von einer so ausgestatteten schweizerischen Akademie der Wissenschaften einen weit höheren Gewinn ziehen würde, als jene Staaten von ein paar Linienregimentern für ihre Machtstellung im günstigsten Falle hoffen können.» An anderer Stelle, nämlich in seinen schon genannten Denkwürdig-

keiten, erwähnt Bluntschli auch das Schicksal seines Akademie-Plans: «Der Gedanke wurde von Einigen gebilligt, von den Meisten nicht beachtet. In der kalten Temperatur konnte die Blüte keine Frucht ansetzen; sie verwelkte.» Vor fünfundsiebzig Jahren! F. E.

Charly Clerc: Evolution de l'esprit romand

Heft 8 der «*Etudes littéraires, sociales et économiques*» der Eidgenössischen Technischen Hochschule. (Sauerländer, Aarau 1933.)

Wenn schon die Geschichte des höheren Schrifttums großer Nationen im wesentlichen eine Leidensgeschichte darstellt, wie soll es anders sein bei kleinen Nationen, wo zu allen Schwierigkeiten, die in der Sache liegen, noch die Hemmungen des kleinen Rahmens, der geringen Möglichkeiten und der nachbarlichen Eifersucht hinzutreten? Um solch besondern Verhältnissen gerecht zu werden, um sich dabei weder schwächerer Sentimentalität noch gröblicher Verzeihung schuldig zu machen, ist eine ganz besondere Haltung erforderlich. Charly Clerc hat dieselbe in seiner Antrittsvorlesung bei Gelegenheit der Übernahme der Professur für französische Literatur an der ETH. gleich meisterlich wie mühelos aufgebracht. Die Erklärung dieser schönen Tatsache liegt u. a. in der tiefen Sachkenntnis des Autors. Er hatte, abgesehen von zahllosen kleineren Arbeiten, das Thema der west-

schweizerischen Literatur bereits behandelt in Bédier-Hazards «*Histoire de la littérature française*» (1923) und in aufschlußreichen Texten ausgebreitet in seiner Anthologie «*Le génie du lieu*» (1929). Diesmal lautete die Aufgabe anders als früher: es handelte sich nicht um Analyse noch Dokumentierung des Einzelnen, sondern um Synthese des Ganzen. Wir erleben eine rapide Schau des welschen Schrifttums mit seiner Aufgipfelung im ersten Drittel unseres Jahrhunderts. Die Verselbständigung seiner vielstimmigen Epoche auf kleinstem Raum wird überaus eindrücklich vorgeführt und mancher Hinweis zu weiterer Beschäftigung erteilt. Der Gegenstand, von welchem Charly Clerc in dieser schönen Rede handelt, wird von uns bei weitem nicht nach Gebühr geschätzt. Es wäre eine wohlverdiente Frucht der angezeigten Broschüre, wenn hierin zu unserem Gewinn ein Wandel einträte. F. E.

Zu unserer Glosse: «*Neue Zeitungen*» in Nr. 6 der N.S.R. tragen wir nach, daß inzwischen von der Redaktion der «*Nation*» und vom Zentralsekretär des Schweiz. Kaufmännischen Vereins jede finanzielle Beteiligung der Angestelltenschaft an der «*Nation*» dementiert worden ist.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855

Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich
